

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Das klassische Ideal

Horneffer, Ernst

Leipzig, 1906

### I. Der Stil des Lebens

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3885](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3885)

## I.

### DER STIL DES LEBENS.

Im Leben der Völker gibt es Zeiten, wo in eifriger Arbeit auf eine ferne Zukunft hin gespart wird. Fort und fort wird gesammelt, Steinchen auf Steinchen wird aufgeschichtet. Ohne bewußtes Ziel werden alle Kräfte aufgeboten. Es ist, als ob diese Geschlechter gar nicht für sich lebten, als ob sie in gänzlicher Selbstvergessenheit nur zu Nutzen unbekannter Enkel schüfen. Dann aber kommt plötzlich eine Zeit, wo der Ertrag all dieser Mühen geerntet wird, wo der Mensch sich auf einmal auf einer Höhe sieht, die seinem Herzen einen lauten Ruf des Dankes und Jubels entlockt. Es ist alles über Nacht reif geworden. Das Auge sieht nur vollkommene Dinge. Des Erdenlebens letztes Ziel, des Menschen höchstes Sehnen scheint erreicht zu sein. Zum Augenblicke spricht der Mensch und darf es sprechen: verweile doch, du bist so schön! — Wenn dann der Mensch sich von dem ersten Staunen erholt hat, der Anblick der eigenen Werke ihm vertraut geworden ist, kommt eine dritte und letzte Zeit, da er die errungenen Schätze voll ausnützt. Jahrhunderte lang zehrt er von den Schöpfungen weniger Stunden. In alten, festen Geleisen bewegt sich die Menschheit sicher und ihrem Ziel vertrauend fort, ohne je von ihrem Wege abzuirren. Sie schafft nichts mehr, sie macht keine Eroberungs- und Entdeckungsfahrten. Sie glaubt ehrfürchtig an geerbte Werte. Endlich aber schlägt die Stunde, da der Mensch der alten Güter müde wird,



da eine heimliche Sehnsucht nach neuen Wundern ihn ergreift. Und nun beginnt das Spiel von neuem. Wieder wird gestrebt, gesucht, gesammelt, bis der schöne Tag der Reife kommt und Früchte niederwirft, die fernen Zeiten wieder Nahrung geben.

In den allerseltensten Fällen erreicht der Mensch die Vollendung seines ganzen Wesens, den höchsten Ausdruck seiner Natur nach allen Seiten hin zugleich. Meist kann er immer nur einen Teil seines Wesens zur Blüte bringen und in die reinsten Formen kleiden, während ein anderer Zug seiner Natur matt bleibt und brach liegt und zu gelegener Zeit der Auferstehung harret. Heute lechzt unsere Seele nach neuen geistigen Taten. Nach langer Verwahrlosung und Armut will der Geist wieder ein Fest feiern. Eine neue Bildung, wie ich die Einheit aller geistigen Schöpfungen nennen möchte, will ihren Einzug halten und über die Geister Macht gewinnen. In den feinsten Seelen dämmert die Vorahnung eines neuen, noch unbekannten Glücks.

Daß aber die neue Bildung, die wir erstreben, stark und dauerhaft sei, daß sie etwas wahrhaft Vollkommenes sei, das lange nachklingt, daß sie nicht wieder nach kurzer Blüte gebrochen am Boden liege, wie es so oft geschehen ist, dazu ist nötig, daß sie tiefe Wurzeln schlage. Wir erleben fast jährlich das Schauspiel, daß die geistige Bewegung Auffassungen, Richtungen, Stile hervortreibt, die alsbald nach kurzer Geltung wieder verschwinden. Mit der größten Begeisterung wurden sie bei ihrer Geburt begrüßt. Nun endlich, glaubte man, sei das lang ersehnte Ziel erreicht, der wahre Ton des Herzens sei getroffen. Nun endlich könne man in festem Vertrauen auf die gefundene Form, an der sicheren Hand des neuen Stils, Wertvolles und Bleibendes schaffen. Aber schon wendet sich der Blick wieder enttäuscht hinweg. Wie immer war die neue Form nur ein flüchtiger Einfall, ohne Kraft und Wahrheit. Das Ganze war nicht aus der Tiefe aufgestiegen, das Gewächs war wurzellos und so liegt alles nach kurzem Scheinleben welk danieder. So wechseln heute in rascher Folge Stile auf Stile. Der Stil aber, das allgemeine Gesetz, welches den, der sich ihm unterwirft, nicht knechtet, sondern adelt, ist nicht gefunden. Es bleibt die Unruhe, der Wechsel, das Chaos. Ein Chaos aber kann niemals lange dauern, entweder es muß einen „tanzenden Stern“ gebären, oder ihm folgen die Auflösung, die Wüste, das Nichts.

Die Kurzlebigkeit aller geistigen Bildungen übrigens, der



ununterbrochene Wechsel der Stile, worunter die Gegenwart leidet, ist nicht erst eine Erscheinung von gestern und heute. Wenn man in die Tiefe blickt, so erkennt man diese Tatsache als das Grundübel der gesamten europäischen Bildung seit Anfang der Neuzeit. Die Geschichte der geistigen Kultur Europas seit den Tagen der Renaissance bietet das Bild einer sich immer wiederholenden Tragödie. Zunächst die Renaissance selbst. Die Renaissance war eine der glänzendsten Zeiten der Menschheitsgeschichte, die unvergeßlich in der Erinnerung der Menschheit fortleben wird, an der sich noch viele zukünftige Geschlechter, wenn sie der Verzweiflung anheim zu fallen fürchten, aufrichten werden. Und doch, wie furchtbar war gerade das Schicksal der Renaissance, dieser stolzesten Epoche der europäischen Geschichte, seit sie unter dem Zeichen des Christentums steht! Alles war auf einmal entschwunden, versunken. Der ganze leuchtende Frühling fortgeweht. Welch wunderbares Keimen und Schwellen war es gewesen, und nicht nur auf einem Felde, sondern auf fast allen Gebieten, auf denen sich der Mensch betätigt. Das alles lag so bald und so erbarmungslos geknickt am Boden. Die Renaissance ist eine der schönsten, aber sicher auch eine der wehmütigsten Erinnerungen der Menschheit. Ein großer Anfang und viel verheißendes Versprechen fand keine Erfüllung, sondern ein jähes Ende. Etwas später reifte in England die dramatische Poesie Shakespeares. Shakespeare ist gewiß einer der größten Namen in der geistigen Geschichte des neuern Europa. Und wieder, kein lebendiger Strom ging von diesem gewaltigsten Dichter aus. Keine Überlieferung baute sich auf ihm auf. Und doch war auch Shakespeare ein Anfang, der hätte zeugen müssen. Seine Dichtung war wie geschaffen zu einem weiteren Ausbau, der seine wilde Kraft zur reinen Gestaltung hätte führen müssen. Aber so schroff und gänzlich brach die Entwicklung ab, daß die Dichtung Shakespeares fast Gefahr lief, überhaupt vergessen zu werden. — Die herrliche Kunstblüte Hollands war gleichfalls nur von kurzer Dauer. Sie entband keinen allgemeinen und großen Kunststil, der über viele Geschlechter Macht gewonnen hätte. Diese Kunst kam und starb; eine sehr viel spätere Zeit hatte die Aufgabe, dereinst wieder völlig von vorne anzufangen. — Kurz war auch die geistige Blüte Frankreichs. Hier bildet die Revolution den gewaltsamen Schnitt, der die alte, klassische und die neue Zeit aufs schroffste



trennt, obschon die französische Literatur wohl noch die einheitlichste Schöpfung ist, die der europäische Geist aufzuweisen hat. Dafür aber ist sie auch national sehr bedingt und vermag sich nicht mit der nötigen Kraft ins Allgemein-menschliche hinaufzuschwingen. — Und nun gar erst unsere klassische Dichtung! Mit unnennbarer Liebe, aber auch mit unnennbarer Trauer denken wir an die Tage von Weimar. Wie plötzlich war nach Goethes Tode der Strom der deutschen Dichtung wieder versiegt! Das große Versprechen, das Deutschland mit der Dichtung Goethes und Schillers gegeben hatte, hat es nicht gehalten. Wie ein bitterer Vorwurf stehen Goethe und Schiller vor uns. Sie klagen uns mit ihren Gesängen an, daß wir ihr Lied nicht weiter gesungen, daß wir ihr so stolz begonnenes Werk treulos verlassen und verraten haben. Je schöner ihr Lied, desto schwerer für uns der Vorwurf. Denn wohlverstanden: diese Männer waren nicht des Glaubens, daß sie die Vollender der deutschen Dichtung seien, sondern daß sie die erste Grundlage für die deutsche Bildung schufen. Goethe war Zeit seines Lebens ein großer Sucher; er wollte den Stil für die deutsche Dichtung erst finden. Er war weit entfernt zu glauben, daß er ihn schon in allem gefunden hätte. Er war sich des Ungeheuren der Aufgabe wohl bewußt. Mit vorwurfsvollem Erstaunen würden Goethe wie Schiller die Meinung des schon zu langen Epigonenzeitalters hören, daß sie schon alles erreicht hätten, daß alles Wünschenswerte durch sie für die deutsche Bildung schon geschehen sei. Diese hoffnungslose Müdigkeit, dieser schmählige Stillstand wäre ihnen unbegreiflich.

So zeigt die europäische Bildung schon seit Jahrhunderten ein fortwährendes Auf und Nieder. Gewaltig und staunenswert sind die Kräfte, die der europäische Geist entfaltet. In immer neuem Anlauf erstrebt er ein hohes Ziel. Und wirklich gelingt es ihm auch, einzelne Höhen zu erklimmen, oft steile Gipfel zu ersteigen. Aber immer wieder muß er sie nach kurzer Zeit verlassen und zurück in die Tiefe sinken. Er erobert kein Hochland. Nicht geht eine schöpferische Zeit aus der anderen hervor, wird nicht von der anderen getragen, deren Strom sie aufnimmt und weiterleitet. Der geistigen Bildung des neueren Europa fehlt der einheitliche, große Zug, das sichere, stetige Wachstum. Sie ist ein wildes Gebären, das in gärender Unruhe Schöpfung auf Schöpfung hervortreibt, ohne daß ihr die letzte, höchste Schöp-



fung, nach der ihre ganze Sehnsucht begehrt, gelingt. Deshalb droht auch Gefahr, daß die geistigen Kräfte Europas nach und nach erlahmen, daß bei diesem überreizten Schöpfungsdrange, der immer wieder bis auf die letzten Quellen zurückgeht, schließlich der Schöpfungswille verzweifelnd erlischt. Je näher dem Mittelalter, desto kräftiger, größer und reicher sind die geistigen Blüten; je näher der Gegenwart, desto schwächer und flüchtiger werden sie. Die allgemeine Krankheit Europas kommt immer stärker zum Ausdruck und Ausbruch. Die Gegenwart ist in fast fieberhafter Erregung, wo eine Form immer die andere jagt. Alle konstruktive Kraft scheint erstorben zu sein. Dadurch freilich, daß das Leiden diesen schlimmen Grad erreicht hat, ist es auch möglich geworden, daß man es jetzt erkennt. Ohne Zweifel, Europa ist krank, im tiefsten krank.

Darum: wollen wir noch einmal mit Aufbietung aller Kraft eine geistige Bildung schaffen, wollen wir noch einmal den kühnen Flug in die Höhe wagen, so müssen wir zuerst dieser Krankheit Europas nachspüren und ihre Heilung versuchen. Wir müssen unserer Bildung erst den gesunden und kräftigen Boden bereiten, den sie zum Gedeihen notwendig hat und jetzt entbehrt. Wir müssen sie stark verankern, daß sie nicht wieder als flüchtige Augenblicksschöpfung vom Meere der Vergessenheit verschlungen wird; sondern was wir bauen, soll dastehen als ewiges, unerschütterliches Denkmal unseres tiefsten Wesens. In unsere Werke soll sich unsere ganze Seele ergießen, die von keinen Leiden entstellt wird, sondern wie eine edle Flamme klar und lauter zum Himmel lodert. Nach langen vergeblichen Mühen muß endlich Europa sich selber finden, muß es ein entscheidendes Wort sprechen, das aller Unruhe und allem Chaos ein Ziel setzt und für einen monumentalen Geist den festen Grund legt.

Wenn wir die Ursache des krankhaften Zustandes Europas erraten wollen, müssen wir die europäische Bildung der letzten Jahrhunderte mit dem Mittelalter und der griechischen Bildung vergleichen. Wie ganz anders nehmen sich diese Zeiten aus! Hier herrscht nicht ein wilder Taumel der Gegensätze wie in der heutigen Kultur; hier wogt die geistige Welle nicht immer in sinn- und zweckloser Unruhe auf und nieder, gleichsam wie nur zum Spiele, nur zum Verbrauch der Kräfte. Sondern hier fügt sich sicher Quader auf Quader zu einem hehren, unvergänglichen Bau, der aus einem Geiste geboren ist, der so sinnvoll



und planmäßig dasteht, daß er nicht wie eine künstliche Menschenschöpfung, sondern wie ein unmittelbares Werk der Natur, nicht als gemacht, sondern als gewachsen erscheint. Eine wunderbare Kraft liegt in diesen alten Kulturen. Das Mittelalter mag uns in seiner großen Eintönigkeit bei unserem Bedürfnis nach Individualisierung des Seelenlebens trotz aller Bewunderung, die wir ihm zollen, fremd und unzugänglich bleiben. Im Griechentum aber treffen wir jede nur denkbare Freiheit an. Und doch, wie ist das Ganze bei aller reichen Mannigfaltigkeit von einem Geiste durchweht, von einem Grundton getragen! Hier geschieht nichts vergeblich. Ein einheitlicher Sinn belebt das Ganze. Eine Tat nimmt immer die andere auf und führt sie fort. Alles webt sich zu einem wunderbaren Akkord zusammen, der geheimnisvoll über alle schrillen Dissonanzen hinweg, die er enthält, doch einen schönen, reinen Ton gibt. Die ganze Kultur hat Stil. Wie peinlich wirkt dieser Einheit, Sicherheit gegenüber, die unweigerlich ihr Ziel erreicht, die verzweiflungsvolle, nutzlose Hast der neuen Kultur, die immer wieder zurücksinkend und wieder beginnend nie zum Ziele kommt. Nicht als ob es dem modernen Europa an Kraft gebräche. Im Gegenteil. Dies gerade ist das Tragische, daß die ungeheuren geistigen Kräfte Europas — wie es scheint, recht im Gegensatze zu den auf das praktische Leben gerichteten Bestrebungen — nicht zur Gestaltung kommen können, daß sie sich nicht in sichernden Formen bändigen lassen, sondern sich in überreiztem und planlosem Schaffen verzehren.

Woher dieser Unterschied zwischen Einst und Jetzt? Worin liegt das Geheimnis der Stärke der alten Bildungen und die Schwäche der neuen Bildung? Die alten Kulturen ruhten auf einem starken und sicheren religiösen Untergrunde. Die Menschen von damals als Menschen hatten Stil. Sie standen fest und unerschüttert auf starken Füßen. Ausgesprochen oder unausgesprochen gab ihnen ein felsenfester Glaube Halt, der sie nie verließ, der all ihr Sein und Tun durchdrang. Kein bohrender Zweifel hatte den Grund ihrer Seele unterwühlt. Herzhaft und ohne Bedenken hatten sie eine bestimmte Art des Seins ergriffen, der sie sich ganz überließen, der sie sich ganz überlieferten, ohne jeden Rückhalt, mit der ganzen Kraft ihres Wesens. Die Menschen hatten Charakter. Und nur der Charakter ist schön, nur der Charakter schafft etwas Schönes. Die



geistige Bildung, die Dichtung und die Künste können nur Stil haben, wenn das Leben als solches Stil hat. Die Menschen als sittliche Wesen müssen gebildet sein, sie müssen einen sittlichen Charakter haben, der eindeutig und unverkennbar ist. Wer ein reiner und klarer Mensch ist, gebiert auch reine und klare Werke.

Ich sage, das Leben soll Stil haben. Was bedeutet Stil? Stil heißt die Tatsache, daß eine Mannigfaltigkeit sich unter einem Gesichtspunkt ordnet, daß sehr vielfache und verschiedene Elemente von einem Gedanken oder auch von einem Gefühle durchdrungen und beherrscht werden. Ein Sinn muß seine bindende Macht auf alle an sich zusammenhangslosen Teile eines Ganzen ausstrahlen, so daß alle Einzelheiten auf ein Ziel gerichtet sind, einem gemeinsamen Zwecke dienen. Die Einheit im Vielfachen, das unsichtbare Band, das die Einstellung auf einen Zielpunkt um einen Kreis vieler getrennter Dinge schlingt, das ist Stil. Auf dieser Einheit trotz des Reichtums, auf dieser Unterwerfung vieler Einzelheiten unter einen höchsten Sinn, den sie gemeinsam verwirklichen sollen, auf dieser Gemeinsamkeit des Zweckes und Zieles, die eine bunte Fülle vieler Besonderheiten in der Idee zusammenfaßt, beruht die Ordnung, die Harmonie, die allen Werken, die Stil haben, innewohnt. Auf dieser Vereinigung und Richtung vieler einzelner Kräfte auf ein großes und letztes Ziel hin, beruht auch der eigentümliche Eindruck der Stärke und Kraft, den jedes Gebilde von Stil erweckt. Tausend Worte sprechen einen Gedanken aus, tausend Bilder lösen ein Gefühl aus, befreien eine Stimmung. Keine Kraft wird verzettelt. Alles drängt unerbittlich, ohne Seitenblicke, mit vollem Nachdruck, auf ein höchstes Etwas zu, das als oberster Zweck über dem Ganzen schwebt. Das Ganze bietet das Bild der gesättigten, gedrängten Kraft.

Wann hat nun das Leben Stil? Wie bekommt es Stil? Nicht anders als jede andere Schöpfung. Das Leben des Menschen erhält Stil, wenn es in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke auf einen tiefsten Punkt bezogen wird, wenn ein herrschender Gedanke das ganze Leben durchzieht, durchflutet, mit sich reißt, so daß es unaufhaltsam und unablenkbar in einer Richtung dahinströmt. Soll das Leben Stil haben, so muß ein höchster Sinn über dem Leben walten. Jede kleinste Regung, jede Heiterkeit und jeder Ernst, jedes Verlangen und jeder Abscheu, jedes Ruhn



und jedes Tun muß sich diesem höchsten Sinne einfügen, muß zu diesem allgemeinen und umfassenden Ziele hindrängen. Der Mensch als Mensch hat Stil, wenn er Religion hat. Die Religion ist das Allgemeinste des seelischen Lebens, der tiefste Kern des menschlichen Geistes, die Sonne, um die all unser Empfinden und Handeln kreist. Die Religion stellt sich dem Leben in seiner ganzen Erscheinung gegenüber, faßt das ganze Leben unter einem Bilde und sucht eine tiefste Deutung dieses Bildes. Sie enthüllt den geheimnisvollen und letzten Untergrund des gesamten Daseins. Und weil sie den Ursprung und die tiefste Quelle des Lebens aufdeckt, so weiß sie auch dessen höchste Aufgabe und obersten Wert. Sie gibt dem Leben das letzte Ziel. Sie richtet einen höchsten Zweck über dem Leben auf und verleiht damit allem Begehren und allem Handeln die feste Richtung.

So schafft sie dem Leben die Einheit; die Einheit aber wieder verleiht dem Leben den Stil und die Kraft. Die Sittlichkeit des Menschen nämlich ist gänzlich von seiner Religion abhängig. Ohne Religion, ohne Verankerung in einer religiösen Betrachtung der Welt ist Sittlichkeit überhaupt nicht denkbar. Nur wenn das wahre Wesen des Seins enthüllt ist, wenn ein höchster Sinn des Lebens begriffen ist, können, auf diesen letzten Sinn und Zweck des Lebens sich stützend, Normen für das Handeln aufgestellt werden. Ohne solche metaphysische Begründung, die das menschliche Leben mit seinem letzten Zweck in den allgemeinen Weltzweck einordnet, schwebt die Sittlichkeit in der Luft. Jeder Versuch, eine „reine“ Sittlichkeit auszubilden, die solcher metaphysischen Stütze entbehrt, muß scheitern; wo man aber das Ziel erreicht glaubt, beruht dies auf Einbildung, indem unbewußt und uneingestanden metaphysische Auffassungen den sittlichen Normen, die man fordert, zugrunde liegen. So gibt allein die Religion, indem sie das Leben unter einem einzigen höchsten Zwecke begreift und im Hinblick auf diesen einen Zweck und Sinn alle Gesetze des Lebens bestimmt, dem Leben den sicheren Halt, die kraftvolle Ordnung. Sie allein baut das Leben, gibt ihm den einheitlichen sinnvollen Zug, die klare Gestalt. Um so mehr aber wirkt die Religion dies, als sie kein kaltes Wissen bleibt, nicht eine tote Erkenntnis des letzten Weltgrundes und der Bedeutung und Aufgabe des Menschen ist, sondern eine lebendige Überzeugung, die den ganzen Willen durchdringt und fortreißt. Sie zündet in der Seele des Menschen ein



Feuer an, daß er mit aller Leidenschaft das vorgezeichnete Ideal ergreift. Auf diese Weise gestaltet allein die Religion den Menschen. Sie allein schafft organisierte Menschen. Menschen ohne Religion, ohne religiösen Schwerpunkt, ohne den beherrschenden Sinn, den allein die Religion in ihr Leben legt, sind notwendig flatterhafte, zerstreute Gebilde, die nie imstande sind, ihre Kräfte zusammenzufassen, sondern bald hierhin, bald dorthin schwanken. Die Menschen hingegen, die in einer Religion wurzeln, die eine feste Stellung zum Dasein gewonnen haben, die wissen, was sie sollen und was sie wollen, sie allein sind wahrhafte Menschen; deren Leben hat Stil, harmonischen Fluß, Kraft. Solche Menschen aber können auch gar nicht anders als stilvolle Werke hervorbringen, Werke, die sinnvoll gebaut und gegliedert sind, die unter einem herrschenden Gedanken stehen. Den Charakter, den ihnen ihre Religion verleiht, müssen sie auch in ihre Werke hineintragen. Charakterlose, unruhige, widerspruchsvolle Schöpfungen schmerzen sie, diese wehren sie weit von sich, ihr tiefstes Wesen verschmäht sie. Hierbei bedarf es für sie gar keines klaren Entschlusses, keines bewußten Willens zum Stil. Sondern ganz unwillkürlich erzeugen sie Werke, die wie sie selbst Charakter haben. Unfehlbar und sicher steigen aus ihrer schönen Seele die schönen Werke hervor. Und ist es nicht ein einzelner, der durch Religion zum starken Menschen gebildet ist, zum Menschen von Zucht und Stil, sondern genießt ein ganzes Geschlecht den unermeßlichen Segen einer sicheren, religiösen Stütze, die das ganze Leben trägt und hält, besitzt ein ganzes Zeitalter in einer Religion den festen Pol für sein geistiges Leben, und wieder, ist es nicht nur ein Zeitalter, ein Geschlecht, sondern eine ganze Kette von Geschlechtern, die in ungestörter Abfolge einen eindeutigen klaren religiösen Glauben haben, der sie alle verbindet und zu einer großen gemeinsamen Wirkung vereint, dann feiert die Menschheit ihre höchsten Triumphe. Dann steigt, indem von Geschlecht zu Geschlecht die Woge der Kraft immer mächtiger anschwillt, schließlich die Vollkommenheit selber nieder auf Erden, dann entstehen Schöpfungen wie die griechische Kunst und Dichtung, oder wie eine Kathedrale des Mittelalters.

In Europa haben zwei religiöse Auffassungen, zwei Grundreligionen, die alle unbedeutenderen und kleineren Abarten von Religion und religiösen Bestrebungen in sich begreifen, nachein-



ander geherrscht. Man muß sich von dem Irrtum freimachen, als ob das Christentum die einzige europäische Religion sei, die von jeher und für immer Europa ihr Wesen aufgeprägt hätte. Vor dem christlichen Zeitalter liegt bekanntlich die glänzende griechisch-römische Welt. Diese aber hat eine lebendige und kräftige Religion, einen zuversichtlichen, unzerstörbaren, unwandelbaren Glauben gehabt, der das Leben mit der ganzen Fülle seiner Äußerungen und Wirkungsweisen durchdrang, der die Menschen unbewußt band und stärkte, daß sie nur vollkräftige, eindeutige, klare Werke erschufen, deren unverminderter Glanz uns noch heute entzückt. Nur weil sie einen unerschütterlichen religiösen Glauben als feste Grundlage des Lebens besaßen, gelang ihnen auf allen Gebieten das Höchste. Um die griechische Religion zu erkennen — griechisch ist diese Religion zu nennen, weil das griechische Volk geistig allein schöpferisch im Altertum war, dessen Auffassungen die späteren Römer nur übernahmen — um die griechische Religion zu begreifen, ist es erforderlich, daß man zwei Vorurteile abwirft, die diesem Verständnis entgegenstehen. Man darf zunächst nicht glauben, daß die gebundene, starre Form der Religion, wie wir sie vom Christentum kennen, das bekanntlich aus dem geistig gebundenen Orient stammt, die einzig mögliche sei, daß die Religion immer auf bestimmte feste Formeln muß gebracht werden können, die in der Regel auch eine starre priesterliche Organisation im Gefolge haben. Die griechische Religion lebte als ein unzerstörbares Gefühl in den Herzen der Menschen, das kaum bewußt, aber darum nur um so sicherer, ja fast unfehlbar das Handeln der Menschen bestimmte. Diese konnten gar nicht anders als nur auf eine Weise denken und leben; für ihre Lebensbegriffe und Lebensweise bedurfte es weder eines furchterregenden Befehls noch eines sicheren Beweises. Daß man auch anders zum Dasein stehen könnte, mit anderen Wertschätzungen das Leben betrachten und führen könnte, kam ihnen kaum in den Sinn. Daraus aber, daß in Griechenland die festen religiösen Formeln, die starre Dogmatik fehlt, darf man nicht auf das Fehlen einer Religion überhaupt schließen. Die Griechen besaßen in der Tat Religion und nur dadurch wurden sie stark und groß und — schön. — Der zweite Irrtum, den man ausschalten muß, um der griechischen Religion näher zu kommen, ist der, als ob Religion immer und unter allen Umständen Gottes- oder Götter-



Religion sein müßte. Dies ist nicht der Fall. Es ist auch völlig ungöttliche, widergöttliche Religion denkbar. Bei der griechischen Religion sind die Götter etwas ganz und gar Nebensächliches, Weltglieder, die ohne Schaden für das gesamte Weltbild und die Stellung des Menschen im All auch fehlen könnten. Schon bei dem ältesten Dichter Homer sind die Götter jeder religiösen Kraft beraubt; schon hier ist der religiöse Schwerpunkt anderswohin verlegt. Zwar hat etwas später eine Art religiöser Reformation im Gegensatz zu Homer die Götter wieder in ihr altes Recht einzusetzen versucht, indem man das Wesen der Götter vertiefte. Indessen dieser Versuch mißlang. Die durch Homer vollzogene religiöse Wendung des griechischen Geistes blieb siegreich. Im Mittelpunkt des religiösen Empfindens der Griechen steht nicht Gott, sondern der Mensch. Ausgangspunkt der griechischen Religion ist nicht das Sündenbewußtsein, sondern der Stolz. Das religiöse Rätsel und die religiöse Aufgabe liegt nicht in der Ewigkeit, sondern in der Zeitlichkeit. Es ist hier nicht der Ort, die griechische Religion zu beschreiben. Ich komme in späteren Betrachtungen gelegentlich auf sie zurück. Genug sie bestand, und nur ihr verdankt die griechische Kultur ihren einheitlichen Stil, ihre naive Sicherheit, ihre unwiderstehliche Kraft.

Der griechische Geist wurde abgelöst durch das Christentum. Das Christentum stellt sich als den vollständigen Gegensatz gegen das Griechentum dar, als dessen gerade Umkehrung. Was dort verehrt ward, wird hier gehaßt; was dort verachtet ward, wird hier geheiligt. Nachdem der Mensch lange vertrauensvoll einen Pfad gewandert war, überkam ihn plötzlich die Sorge, daß es ein Irrweg sei, auf dem er achtlos dahinschreite, und so schlug er reuevoll den entgegengesetzten Weg ein, um sein Heil zu finden. Das Christentum war wirklich eine Umwertung der griechischen Werte. Zwar war diese Wendung durch das verfallende Griechentum schon vorbereitet. Aber gegen das alte Griechentum, das den griechischen Glanz, die griechische Herrlichkeit geschaffen hatte, war das Christentum der schroffste Gegensatz. Der Mensch begann ein gänzlich anderes Leben, ergriff ein völlig neues Sein. Aber wieder nach einiger Zeit des Schwankens gab er seine ganze Seele an diesen neuen Glauben hin. Mit der gleichen Leidenschaft wie ehemals das heidnisch-griechische Ideal, verfolgte er jetzt das christliche



Lebensziel. Wieder fühlte er festen Boden unter seinen Füßen, das Auge erblickte einen klaren Horizont. Durch einen unveräußerlichen, sicheren Glauben gestärkt, konnte der Mensch von neuem das Leben gestalten. Wieder bekam sein Leben Stil. Die großen Werke des christlichen Zeitalters sind noch unvergessen, so daß es überflüssig ist, auf sie hinzuweisen; sie ragen noch unmittelbar in die Gegenwart hinein. Ein Blick auf eine mittelalterliche Kirche lehrt uns die einstige Macht des christlichen Glaubens und den befruchtenden Segen dieses Glaubens, seine gewaltige Zeugungskraft. Hat der Mensch in einer Religion einen festen Halt, dann müssen eben seine Werke, wofern er überhaupt zu höheren Schöpfungen fähig ist, klaren Sinn und Charakter haben. Nichts anderes aber ist, wie wir hörten, Stil. — Das menschliche Wesen kann in die verschiedensten Formen eingehen, der Mensch kann seinem Leben diese oder jene Gestalt geben; unzählige Möglichkeiten der Entwicklung liegen vor ihm ausgebreitet. Aber das Leben und Sein, das er ergreift, muß er mit ganzer Seele ergreifen. Kein Zweifel darf ihn anfallen. Mit voller Zuversicht muß er einem bestimmten Glauben, einer Religion, die ihm unvermeidlich dünkt, huldigen, und auf Grund dieser, im Hinblick auf sie das Leben formen. Was der Mensch glaubt, steht ihm frei; aber daß er glaubt, mit aller Macht und Liebe glaubt, das ist für ihn Zwang, wofern er Größe und Schönheit will. So sicher und wohlgeborgen ruhten in ihrem Glauben der Griechen und der Christ des Mittelalters. Deshalb reden auch ihre Werke solche starke Sprache. Deshalb liegt über ihren Werken ausnahmslos diese selbstgewisse, gänzlich zweifelsfreie Schönheit ausgegossen. Deshalb klingen die Werke dieser Zeiten alle zu einem so herrlichen einzig schönen Akkord zusammen.

Und jetzt? Und heute? Dort, wo wir das Mittelalter aufhören lassen, von wo wir den Beginn der Neuzeit rechnen, an dieser Grenzscheide der Zeiten, begann das Christentum, bis dahin der feste Glaube Europas, der Fels seiner Seele, zu wanken. Damals begann das Vertrauen zu dem alten Lebenssinn und Lebenswert zu schwinden. Und seitdem hat Europa keine frohe Stunde mehr erlebt. Seitdem befindet sich der europäische Geist in fortwährendem Aufruhr. Die alten Heiligtümer blickt er mit Mißtrauen an, neue aber hat er nicht zu schaffen vermocht. Der Lebensstil, den das Christen-



tum dem europäischen Menschen gab, ist verloren. Einen anderen Stil aber konnte er nicht gewinnen, weil ihm die Religion, der einheitliche und beherrschende Gedanke für sein Leben gebrach. So ist das Leben Europas schon seit Jahrhunderten der wildesten Unruhe preisgegeben. Der europäische Mensch kommt nicht mehr aus der Angst und Sorge heraus, da das Rätsel des Daseins ihn unablässig verfolgt. Er weiß seinem Leben keinen Sinn zu geben, und das macht sein Leben so zerstreut und wechselnd, so kraftlos. Was er auch für Kräfte einsetzt, was er auch Großes und Erstaunliches schafft, plötzlich fällt ihn das böse Gewissen an, sein eigenes Tun erweckt ihm Schauer, und nun zertrümmert er, Reue und Entsetzen im Busen, was er soeben noch mit aller Hoffnung und Liebe gebaut hat. So kommen und vergehn die Bildungen und Stile in Europa in wirrem und jähem Wechsel. Nach jedem Aufschwunge, jeder freudigen Erhebung folgt der plötzliche Bruch, der Zusammenbruch. Man kann es genau verfolgen, immer, wenn in den letzten Jahrhunderten eine Bildungsform in Stücke ging, wenn irgendeine große Hoffnung der geistigen Kultur Europas scheiterte, war ein Wechsel der Weltanschauung an diesem Umschwunge, diesem plötzlichen Untergange schuld. Nachdem der Mensch der Renaissance in schroffem Gegensatz zu dem überwundenen christlichen Ideal des Mittelalters ein neues Leben gefunden hatte, und in aller Freude und Hoffnung schwelgend als Siegeszeichen des neuerrungenen Lebens ein zauberisches Reich der blendendsten Schönheit geschaffen hatte, faßte ihn plötzlich ein Schaudern, eine grausige Furcht lähmte sein Herz, ob er nicht mit dem neuen Leben, das er begonnen, die Sünde der Sünden beginge. Alle alten totgeglaubten Ideale wurden wieder wach und verstörten sein Gemüt. In jenen furchtbaren, Schrecken verbreitenden Bußpredigten des Savonarola in Florenz wurde diese Stimme des Gewissens laut. Und dieser religiöse Umschwung siegte, und so sank die ganze Herrlichkeit der Renaissance in Trümmer. — Jener eigentümlich gewaltsame, lebenswahre und lebensstarke Geist, der die ganze Frühzeit der englischen Kultur durchdringt und in Shakespeare seinen stärksten Ausdruck fand, wurde durch die puritanische Bewegung hinweggefegt, unter deren Nachwirkung die englische Bildung noch heute leidet. Wieder tat der Geist Buße. Wieder hatte ein Wechsel der Religion, des religiösen Empfindens eine hohe geistige Blüte jählings



abgebrochen. — Für das klassische Zeitalter Frankreichs bedeutet Rousseau das böse Gewissen, der entgegen der stolzen, selbstgewissen Bildung jener Epoche, die keinen Zweifel und keine Reue kannte, leidenschaftlich die unbedingte Verwerflichkeit aller menschlichen Kultur behauptete. Wieder faßte sich der Mensch erschrocken vor die Stirn und währte, daß er schleunigst abbrechen, umkehren müßte. — Nachdem unsere großen Dichter in ihrem neuhumanistischen Ideal einen sittlichen Halt, eine religiöse Grundlage für ihr Leben und Schaffen gefunden hatten, das als der starke Grundton durch alle ihre Werke hindurchklingt, allen ihren Werken den bestimmten Charakter, die siegesichere Schönheit leiht: die nächste Generation der Romantiker ward schon wieder an diesem Ideale irre, war schon wieder vom Zweifel angekränkt und trat büßend den Rückzug an. — So sehen wir den eigentümlichen Wechsel der Bildungsformen, den schnellen und unvermuteten Untergang aller geistigen Glanzepochen der letzten Jahrhunderte immer geknüpft an einen Umschwung, eine Wendung auf dem Gebiete der Weltanschauung, der Religion, der allgemeinen Stellung zur Welt und zum Leben. Das neuere Europa hat keine Religion; das ist sein tiefes Leiden. Deshalb kann es zu keiner dauerhaften und siegreichen Kultur kommen. Immer wieder bricht der Boden unter ihr, ihre unentbehrliche Unterlage zusammen. Mit Schmerz fühlen wir unsere Gaben und Kräfte ungenützt; sie werden verzettelt, fast nutzlos vertan. Sie kommen nicht so zum Durchbruch, wie wir wohl möchten, wie wir es unseren Kräften zutrauen, wie wir es von ihnen unter besseren Umständen hoffen und ahnen. Dies ist aber ein bitteres Leiden. Und dieser Kummer der unerlösten Kraft, der nur halb gehobenen Schätze liegt nicht nur auf dem Leben und den Werken der Großen, die Europa ihr Wesen aufgeprägt haben. Dieser Schmerz des gehemmten Willens, der gestauten Kräfte beklemmt die Seele jedes noch so kleinen und verborgenen Einzelnen. Wo ist heute der Mann, der freudig und beseligt auf sein Werk schaut? Alles Beste und Stärkste bleibt eingeschlossen in festen Hüllen, so daß es im Grabe dieses Gefängnisses verkümmern muß. Niemand vermag seine letzte, geheimste Kraft ans Licht zu stellen. Jeder trauert still um sein verlorenes Leben.

Gewiß, der europäische Geist hat nach dem Sturze des Christentums, nachdem wenigstens das früher schrankenlose Zutrauen



zu der Welt- und Lebensbetrachtung des Christentums schwankend geworden war, vielfach den Versuch gemacht, das erschütterte Fundament des inneren Lebens mit jungen, selbständigen Weltanschauungen neu zu gründen. Aber diese Versuche waren immer nur halbe Taten. Diese Gedanken waren nicht wahrhaft frei und selbständig, sondern lehnten sich immer noch bewußt oder unbewußt an das alte religiöse System an, das als Ganzes aufgegeben war. Sie stammten aus einer geteilten Seele. Und deshalb besaßen sie nicht die volle Kraft, dem Leben einen festen und dauernden Halt zu geben; deshalb schmolzen sie immer wieder in Kürze hin und ließen die bitterste Enttäuschung zurück. Als in der Renaissance, der Geburtsstunde der modernen europäischen Kultur, der Wissensdrang erwachte, und bald zu Entdeckungen führte, die mit den religiösen Wahrheiten im Widerspruch standen, suchten die ängstlichen Geister in der Annahme Zuflucht, daß es eine doppelte Wahrheit gäbe, daß etwas in der Theologie wahr sein könnte, was in der Philosophie nicht wahr wäre und umgekehrt. Dieser Gedanke war kein Scherz, auch nicht die geschickte Ausflucht verschlagener Männer, die dadurch der kirchlichen Verfolgung, die sie zu fürchten hatten, entgehen wollten, sondern, wie ein tüchtiger Forscher mit Recht ausführt, die ganz ehrliche und naive Überzeugung hilfs- und ratloser Geister, die mitten zwischen entgegengesetzten Weltauffassungen eingeklemmt waren, die schauernd auf der gefährlichen Brücke von der Vergangenheit in eine neue Zukunft standen. Und diese Doppelheit, dieses Schauen nach hinten und vorn, dies Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft durchzieht die ganze Welt, das ganze Werk der Renaissance. Ich möchte aber weitergehen und behaupten, daß diese Doppelheit, dies Schwanken zwischen Gegensätzen, dies Wollen und doch nicht Wollen mehr oder weniger versteckt das europäische Denken und Fühlen die ganzen Jahrhunderte hindurch seit der Renaissance bis unmittelbar in die Gegenwart hinein beherrscht hat und daß hierin die eigentümliche Schwäche der europäischen Bildung begründet liegt. Man hat oft behauptet und es ist auch wohl nicht zu bezweifeln, daß Kant der größte Philosoph der letzten Jahrhunderte ist. Aber Kant ist der klassische Philosoph der doppelten Wahrheit. Die Zwi-spältigkeit des europäischen Denkens, die in der Renaissance



schon angelegt war, kommt in Kant zum höchsten Ausdruck, findet bei Kant ihre tiefste Rechtfertigung. Bei Kant wird immer ein und dasselbe je nach dem Standort bald bejaht und bald verneint. Kant sammelt alle die vielfachen und widerspruchsvollen Richtungen des europäischen Denkens in einer tiefsinnigen Einheit, er verbindet die schroffsten Gegensätze, über alle klaffenden Abgründe schlägt er Brücken. Aber liegt hierin die zeitliche Stärke einer solchen Philosophie, so liegt eben darin für die Dauer auch ihre Schwäche, der Keim ihres Todes. Denn immer wieder streben die unversöhnlichen Gegensätze trotz aller Kunst, trotz alles Geistes und Tiefsinnes, die an die Versöhnung gewandt waren, auseinander, und es bleibt die alte Wirrnis ungehoben, unverändert in den Gemütern zurück. Dies war der Charakter der europäischen Philosophie bis jetzt. Unfrei und schwankend, nach allen Richtungen schielend, konnte sie den Untergang des religiösen Glaubens nicht ausgleichen. Und mag auch ein anderer Grund die letzte Erklärung für die Schwäche der europäischen Philosophie abgeben, die Tatsache dieser Schwäche besteht, der Erfolg liegt klar am Tage. Für das verlorene Weltbild des Christentums hat sie uns keinen genügend starken Ersatz geboten. Noch immer sind wir im Innern verworren und unklar, noch immer gleicht unsere Seele einem wilden Chaos. Der Wirbel des Zweifels durchwühlt uns. Uns fehlen nach wie vor die festen Umrisse des Seins. Das Leben hat keinen einheitlichen Sinn. Und deshalb können wir auch unsere Kräfte nicht sammeln und nicht gestalten; deshalb können wir kein vollendetes, hehres Reich der Schönheit aufführen. Deshalb zerfließt uns immer wieder alles Geschaffene im Sande. Deshalb sind auch unsere glänzendsten Taten immer von einem Hauch der Tragik angeweht.

Ich komme zum Schluß. Wenn wir eine neue Bildung schaffen wollen, wenn wir nicht von vornherein alle Hoffnung auf eine geistige Wiedergeburt, auf eine große und dauerhafte, in sich vollendete geistige Kultur begraben wollen, so ist eins vor allem nötig: die religiöse Reformation. Unsere vornehmste Aufgabe muß sein, daß wir dem Leben als solchem einen neuen Gehalt und eine neue Form geben. Wir müssen uns erst zu Menschen erziehen. Sache des Menschen aber ist es, daß er nicht immer nur dem Augenblicke hingegeben lebt, daß er bald dieser, bald jener Mensch ist, daß er heute



sucht, was er gestern geflohen. Sondern nur so kann er seine Würde als Mensch behaupten, daß er sein ganzes Leben unter einem Blicke faßt, daß er das Leben mit seiner vollen Kraft und Tiefe unter einen einzigen mehr oder weniger festen Willen zwingt. Und da der Mensch immer das Glied einer größeren Gruppe ist, so ist, damit jeder sein Höchstes leiste, notwendig, daß auch jede räumlich und zeitlich ausgedehnte Gruppe, jedes Volk, jede Kultur sich einen zusammenhängenden, weitgespannten, unveränderlichen Willen gibt, der mit geheimnisvollem, unbemerktem Zwange alles Sehnen und alles Schaffen in eine Richtung lenkt. Dies aber kann allein durch eine Religion geschehen. So kann der Mensch das Chaos in sich überwinden, so wird der Mensch zum Menschen erzogen. Das also erschaffene Leben aber, das schon im Keime den bildnerischen Kern trägt, das schon in sich ein Kunstwerk ist, das in allem seinem Wesen die hohe Weihe des Stils zeigt, dies Leben muß auch fort und fort von Schönheit perlen. Immerdar, immer gleich und immer wechselnd, müssen aus seiner reinen Tiefe Wunder über Wunder aufsteigen. Das gestaltete Leben gebiert notwendig gestaltete Werke. Deshalb suchen wir dies verlorene Gut, die Religion, wiederzugewinnen! Aus dem Verluste der Religion stammt alle Qual, aus ihrer Wiedergeburt wird alles Glück des Geistes stammen.